

„z pohodlnosti stejně jako z principu“ (s. 15). Jeho heuristicky objevná práce se díky pečlivosti zpracování a bohatým komentářům stane cennou pomůckou také pro retrospektivní studium starších fází debaty.

Po monografii o zrodu českého reformního hnutí přišel Olivier Marin s dalším významným příspěvkem k náboženským dějinám českých zemí, tentokrát se zaměřením na ohlas husitské problematiky ve frankofonních oblastech. To zároveň symbolicky poukazuje k autorově očekávané příští knize na téma Francie a husitství.

PAVEL SOUKUP

Ursula GIESSMANN, *Der letzte Gegenpapst: Felix V. Studien zu Herrschaftspraxis und Legitimationsstrategien (1434–1451)*, Böhlau, Köln – Weimar – Wien 2014 (= Papsttum im mittelalterlichen Europa 3)

410 S., ISBN 978-3-412-22359-5

Felix V., am 5. November 1439 von den Vertretern des in Basel tagenden Konzils anstelle des für abgesetzt erklärten Eugen IV. zum Papst gewählt und nach knapp zehn Pontifikatsjahren am 7. April 1449 von der Papstwürde zurückgetreten, gehört zu den schillerndsten Persönlichkeiten des späten Mittelalters. In einem „früheren“ Leben war Felix V. nämlich Graf und (ab 1416) Herzog Amadeus VIII. von Savoyen gewesen, und es gab nichts, was ihn im Voraus für das Papstamt prädestiniert hätte. Seine Wahl war denn auch außerordentlichen Umständen geschuldet. Eugen IV. hatte das seit 1431 in Basel tagende Konzil bereits im ersten Jahr für aufgelöst erklärt und damit einen Bruch provoziert, der sich nicht mehr kitten ließ. Der Kern des Streites war die Frage nach der Superiorität, welche beide Seiten, das Konzil und der Papst, für sich beanspruchten. Von Konzilsseite her wurde ab 1437 ein Häresieprozess gegen Eugen IV. angestrengt, der zwei Jahre später mit der Verurteilung – und der daraus abgeleiteten Absetzung – des Papstes endete. Damit war das Schisma vollzogen. Da der Stuhl Petri aus Konzilsicht vakant geworden war, musste an eine Neubesetzung gedacht werden, wobei für die Konzilsväter außer Frage stand, dass der neue Papst von ihnen selbst gewählt werden musste – schließlich lag die Wahl Martins V. in Konstanz (1417) noch nicht allzu lange zurück. Der Bestimmung des Wahlgremiums

wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt, da mit Louis Aleman, dem Erzbischof von Arles, nur ein einziger Kardinal in Basel weilte, während die übrigen Purpurträger Eugen IV. treu geblieben waren. Das daher unter einem „erheblichen Legitimationsdruck“ (S. 79) stehende Konzil bestimmte ein Gremium aus Vertretern von vier Nationen, der italienischen, der französischen, der deutschen und der spanischen, wobei die italienische aus lauter savoyischen Prälaten bestand.

Das Konzil stand unter dem Zwang, einen – den Kardinal Aleman zugeschriebenen Worten entsprechend – „mächtigen und vor allem [...] vermögenden Papst zu wählen“ (S. 100), nicht zuletzt deshalb, weil der Neugewählte nicht auf das nach wie vor von Eugen IV. gehaltene *patrimonium Petri* zurückgreifen konnte. Zudem musste der neue Papst bereit sein, weitreichende Wahlkapitulationen zu beschwören, in denen „in erster Linie die Bindung des Pontifex an die Dekrete der Konzilien [...] sowie die prinzipielle Anerkennung der Superiorität des Konzils über den Papst festgehalten [wurde]“ (S. 103). Als die geeignetste Person erschien den Wählern Herzog Amadeus VIII.: Er galt als „ein erfahrener Staatsmann, der als Friedensfürst seine Grafschaft zu einem Herzogtum erhöhte, der Reichtum und militärische Potenz ausstrahlte“. Seine weitverzweigte Familie versprach eine breite Anerkennung, und schließlich stand er auch im Ruf großer Frömmigkeit (S. 115). Nichtsdestoweniger standen Felix' Wahl und Pontifikat auf unsicherem Boden, hatte doch Eugen IV. keineswegs resigniert. Derjenige Prätendent würde den Konflikt für sich entscheiden können, der eine größere Obödienz auf sich einzuschwören vermochte. Um ihre Ansprüche gegen außen zu demonstrieren, verfolgten Konzil und Konzilspapst eine Reihe von Legitimationsstrategien, die im Fokus der vorliegenden aus einer Berliner Dissertation (2012) hervorgegangene Studie stehen, die gleichzeitig die erste Monographie überhaupt zu Felix' Pontifikat darstellt.

Nachdem die Leserinnen und Leser in den ersten beiden Kapiteln des Bandes kenntnisreich zur Papstwahl des savoyischen Herzogs herangeführt worden sind, erweist sich insbesondere das dritte Kapitel „Rom in Basel (1439–1442)“ hinsichtlich der angesprochenen Legitimationsstrategien als kapital: Die Verfasserin, die ihre ersten Veröffentlichungen zum Thema noch unter dem Namen Ursula Lehmann vorgelegt hat, behandelt darin u. a. den Basler Papsthof (im Hof des Bischofs), den feierlichen Einzug Felix' in die Stadt am Rhein und die Papstkrönung

auf dem Münsterplatz; ferner die liturgische Präsenz des neuen Papstes in Basel, Felix' neu aus der Not ernanntes Kardinalskollegium und seine Behörden. Das Bestreben nach Legitimation durchzieht dabei die Handlungen des savoyischen Papstes wie ein roter Faden. Nicht zufällig wurde auf Felix' Seiten immer wieder betont, dass sämtliche Abläufe in überkommener Form gehalten würden: Diese protokollarische Mimesis ging soweit, dass für die während des Krönungsumzuges vorgesehene Huldigung des Papstes durch die stadtrömischen Juden eigens Juden aus dem Elsass aufgebeten wurden, da es in der Stadt Basel selbst infolge Vertreibung keine jüdische Bevölkerung mehr gab. Die *imitatio Romae* konnte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass weder die Lokalitäten noch die beteiligten Personen mit der Tradition übereinstimmten, so dass improvisiert werden musste: „Die Kompensation der mangelnden Kardinäle, insbesondere der Kardinaldiakone, erfolge ohne spezifisches Muster. Mal ersetzten der Herzog von Savoyen und der Graf von Genf [Felix' Söhne] die fehlenden Kleriker [...], mal sind es Bischöfe und verdiente Konzilsväter“ (S. 220).

Ursula Gießmann analysiert die Basler Inszenierungen äußerst genau und mit dem Blick für das signifikante Detail. Als Kontrastfolie dient dabei die römische Norm, von der teils notgedrungen, teils aber auch bewusst abgewichen wurde: „Felix V. und das Konzil von Basel haben nicht nur eine Imitation des römischen Modells angestrebt, um als legitime Leitung der Universalkirche anerkannt zu werden [...]. Den Pontifikat Felix' V. zeichnete vor allem [auch] die deutliche Überblendung herzoglich-savoyischer Herrschaftszeichen mit denjenigen der römisch-päpstlichen Tradition aus“ (S. 308). Auch als Papst vermochte sich Amadeus VIII.–Felix V. nicht von seiner dynastischen Identität zu lösen.

Die (Rück-)Besinnung auf Savoyen verstärkte sich in dem Maße, in dem die Obödienz Felix' schrumpfte. Als Zäsur erwies sich die ergebnislose Zusammenkunft mit König Friedrich III. Ende 1442, der in der Obödienzfrage an seiner neutralen Haltung festhielt. Kurz darauf verließ Felix Basel und hielt sich bis zu seiner Resignation auf savoyischem Boden im Genferseegebiet auf. Bereits Ende des Jahres 1445 begannen erste Konsultationen unter Vermittlung König Karls VII. von Frankreich im Hinblick auf eine Abdankung Felix'. Ein Fenster öffnete sich mit dem Tod Eugens IV. im Februar 1447, dem der konziliantere Nikolaus V. nachfolgte. Interesse an der Abdankung Felix' zeigte auch dessen Sohn, Herzog Ludwig, der aus Gründen, die hier nicht

angesprochen werden sollen, auf die Rückendeckung Karls VII. angewiesen war. Am 7. April 1449 vollzog Felix V. schließlich seinen Rücktritt, worauf die inzwischen auf Druck Friedrichs III. aus Basel ausgewiesenen Konzilsväter am 19. April in Lausanne „unter der Fiktion der Sedisvakanz“ Nikolaus V. zum Papst wählten (S. 350). Die Abdankungskonditionen waren äußerst ehrenvoll: Der Konzilspapst wurde von Nikolaus V. zum Kardinal und zum Legaten mit weitreichenden Befugnissen in seinem vormaligen Obödienzbereich ernannt. Die Verfasserin erklärt die gütliche Beilegung des Schismas damit, dass Felix V. aus einer Position der Stärke verhandeln konnte: So war er in der Lage „auf Zeit [zu] spielen, während der römische Papst und der französische König den Frieden der Kirche unbedingt erreichen wollten. Gemeinsam mit dem Restkonzil hätte Felix V. noch sehr lange in Lausanne residieren können“ (S. 354).

Damit endet die Geschichte des bislang letzten Gegenpapstes – eine Bezeichnung, die mehr über den Ausgang eines kirchenpolitischen Kräfte messens verrät als über die „tatsächliche“ Legitimität der Prätendenten. Diese Geschichte wird von Ursula Gießmann umsichtig erzählt, mit einem hochentwickelten Flair für die Aussagekraft von Riten und Symbolen. In diesem Sinn besitzt ihre Studie viele Qualitäten – und einen Punkt, den man sich auch anders hätte vorstellen können. Legitimationsstrategien, um einen Kernbegriff der Arbeit aufzunehmen, kommen vor dem Hintergrund bestimmter politischer Kräfteverhältnisse zum Zuge, in erster Linie wohl in Situationen, in denen die Legitimität dessen, der solche Strategien einsetzt, in Frage gestellt wird. Nun wird die „obödienzpolitische“ Großwetterlage in der Arbeit durchaus thematisiert (Kapitel 3.6), allerdings wirkt dieser Teil irgendwie nachgeschoben, und es wäre interessant gewesen zu erfahren, wie stark die rituellen und symbolischen Handlungen Felix' V. jeweils unter dem Eindruck der Tagespolitik standen.

GEORG MODESTIN